

Zeitschrift: Technische Mitteilungen / Schweizerische Telegraphen- und Telephonverwaltung = Bulletin technique / Administration des télégraphes et des téléphones suisses = Bollettino tecnico / Amministrazione dei telegrafi e dei telefoni svizzeri

Herausgeber: Schweizerische Telegraphen- und Telephonverwaltung

Band: 6 (1928)

Heft: 4

Artikel: Aus alten Zeiten : eine Plauderei von Martha Braun, Bern

Autor: Braun, Martha

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-873755>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anker anzieht. Der zugehörige Arbeitskontakt wird geschlossen und das Anschalterelais AR über den Ruhekontakt r/e1 am Selektor an Erde gelegt. Das Wechselstromrelais ersetzt in diesem Falle die Ruftaste R (siehe unter 5e).

Ein weiterer Hauptumschalter, der den Anschluss beliebig vieler Zweigstationen gestattet, ist in Fig. 22 dargestellt. Ein mit einem Wechselstromrelais ausgerüstetes Schnurpaar wird speziell zu Nachtdurchschaltungen verwendet. Im Prinzip bleibt die Schaltung genau die gleiche wie bei dem bereits beschriebenen Hauptumschalter für nur 1 Zweiganchluss.

Hg 2. L'armature du relais WR ferme le contact de travail wr, et le relais AR est mis à terre au travers du contact de repos r/e1 du sélecteur. Dans ce cas, le relais à courant alternatif remplace, dans ses fonctions, la clé d'appel R (voir sous 5 e).

Un commutateur principal permettant de raccorder un nombre quelconque de stations d'embranchement est représenté au dessin 22. On utilise pour les connexions permanentes de nuit une paire de cordons équipée d'un relais à courant alternatif. Le schéma est, en principe, le même que celui d'un commutateur principal pour 1 embranchement, tel que nous venons de le décrire.

Aus alten Zeiten.

Eine Plauderei von Martha Braun, Bern.

Im Jahre 1881 war es — noch sind keine fünfzig Jahre verflossen seither — als auch in Bern ein neues elektrisches Verkehrsmittel auftauchte, das einen noch rascheren, müheloserem Austausch der Nachrichten versprach als der doch gewiss schon recht leistungsfähige Telegraph. Es war das Telephon. Sein Erscheinen wurde durchaus nicht etwa mit Begeisterung und Ungeduld begrüsst. Die damalige Zeit hatte es noch nicht so eilig, man konnte noch warten, es musste nicht alles plötzlich geschehen, und pressierte es wirklich einmal, so war der Telegraph da, der alleinige Herrscher im Reich des Schnellverkehrs. Das Telephon in seiner damaligen Gestalt wurde von vielen als unnötige Erfindung oder als interessante Spielerei, keineswegs aber als nützliches Hilfsmittel angesehen. Wenige ahnten, welch gewaltigen, unentbehrlichen Faktor diese neue Nutzenanwendung des elektrischen Stromes in etlichen Jahren bedeuten würde, wie damit gleichsam ein rascherer Pulsschlag einsetzte, dem Leben ein eiligeres Tempo aufzwingend.

Klein und anspruchslos, als bescheidenes Anhängsel des gewichtigen Telegraphen, nistete sich das Telephon in der Bundesstadt ein, in demselben Gebäude, das heute noch die Zentrale „Christoph“ und das Fernamt beherbergt.

Unten, in der nun so toten Halle des heutigen Telephongebäudes, hatten die Brief- und Paketpost und der Telegraph ihre Schalter, ebenso das vielumlagerte Passagier- und Mandatbureau.

Die Halle bot damals dem Publikum offenen Zugang; keine Türe schloss sie nach aussen ab, dafür hatten aber auch Zugwind, Staub und Kälte ungehinderten Zutritt. Noch ungeschützt war der Posthof, trotz seines lebhaften Verkehrs. Dort blühte noch ein Rest der guten alten, vielbesungenen Postkutschenzeit. Stolz standen sie abfahrtbereit, die vierspännige Gurnigelpost, die Schwarzenburgpost, die Gümnenpost und all die andern Posten und Pöstlein. Der Postillon war damals eine gewichtige Persönlichkeit, und seine Rösslein brauchten sich noch nicht zu schämen vor den flinken Autobussen.

Im ersten Stockwerk, gleich neben dem Telegraphenbureau, hatte Bern nun seine erste Telephonzentrale, besser gesagt, eine zwei Fenster breite Telephonstube.

Fünf Gestelle System Gilliland, die heute zu Museumsstücken geworden, standen der einen Wand entlang. Ihnen gesellten sich etwa im Jahre 1888 drei neuere Modelle, so eine Art Standardschränke, zu. In der Mitte des Raumes stand ein Tisch, an dem — in einer Person vereinigt — die Aufsichts- und Kontrolltelephonistin und Bureauhilfin sass.

In der einen Fensterecke war das Arbeitspult des Chefs. (Erst beim Bezug der zweiten Zentrale wurde das administrative Personal vom Betriebspersonal getrennt.) Zwischen den Fenstern stand ein schmales Pult mit einem Apparat für die telephonische Uebermittlung von Telegrammen und Stadtaufträgen; letztere erfreuten sich grosser Beliebtheit. Die Verbindungstüre zum Telegraphenbureau besass eine schmale Spalte, die zum Hineinschieben der Formulare diente und auch für gelegentliche Unterhaltungen und Auskünfte genügen musste. In der Ecke hinter der Türe, von einem wenig eleganten Schlafdivan freundlich verdeckt, lag, einer Riesenschlange ähnlich, das Kabel der Zentrale, welches anderswo unterzubringen man noch nicht für nötig befunden hatte. In den Nachtstunden veranstaltete ein Rudel Mäuse dort wahre Treibjagden, und ging Türe oder Fenster auf, so flogen Staubwolken empor, die man für den qualmenden Atem des dort hinten hausenden Untiers hätte halten können.

Als der damalige Inspektor, Herr Abrezol, eines Abends mit einigen andern Herren in der Zentrale Versuche machte, warf er der Schlangenecke ein paar kritische Blicke zu und meinte:

„On devrait photographier cela!“

Gegen Ende des Jahres 1889 zählte die Zentrale nahezu 400 Abonnenten, die auf die fünf alten Pulte und drei Standards verteilt waren, welche letztere als Aushilfsgruppen in die ohnedies vollgepfropfte Stube gestellt worden waren.

Die ganze Schwerfälligkeit und Unzulänglichkeit der damaligen Einrichtung zeigt sich am besten darin, dass für diese 400 Abonnenten ein Stab von 6 Telephonistinnen und 3 Reserven (diese allerdings meistens unbeschäftigt) nötig war.

Die fünf ältesten Umschalter waren pultförmig gebaut und hinten mit einem senkrechten Aufsatz versehen. Die leicht geneigte Fläche war durchzogen von wellenförmig gebogenen dünnen Messingstreifen, Lamellen genannt. In die Einbuchtungen war

ein zweites Schienensystem stehend in der Weise eingezogen, dass an den Kreuzungsstellen kleine Zwischenräume entstanden. Durch Einklemmen von Stiften konnten die Schienen der beiden Systeme miteinander verbunden werden. Eine Holzleiste trennte unten einen schmalen Streifen des Feldes vom oberen Teil ab. Auf dieser Leiste waren die Abonnenten-Nummern aufgezeichnet und daneben steckte der zugehörige Abfragestift in Ruhelage. Auf dem schmalen Streifen des Verbindungsfeldes wurden Verbindungen zwischen den Abonnenten dieses Pultes selbst hergestellt, auf dem oberen Feld, in den entsprechenden Klemmen, die Verbindungen mit den Abonnenten der andern Plätze. Der Aufsatz enthielt in zwei Reihen die Aufrufklappen, die zugleich als Schlussklappen dienten.

Rief ein Abonnent die Zentrale an, so fiel die mit seiner Nummer bezeichnete Aufrufklappe. Statt wie heute ein Stöpsel, wurde damals ein Stift in die entsprechende Abfrageklemme gesteckt, worauf der Abonnent mit „Was beliebt?“ abgefragt wurde. Bis zum Juni 1911 ertönte diese viel bespöttelte, aber dennoch in Fleisch und Blut übergegangene Abfrageformel. Dann:

In des heissen Juni Mitte,
Kam das kalte „Nummer, bitte!“

Aufgeläutet wurde mit einem Induktor für Handbetrieb. Ein etwas schwerfälliges Verfahren und nicht für starken Verkehr berechnet!

Hörrohr und Mikrophon bildeten Bestandteile, die niet- und nagelfest mit dem Pult verbunden waren. In einer gewissen Höhe, an einer zweckentsprechend gebogenen Eisenstange, waren Hörrohr

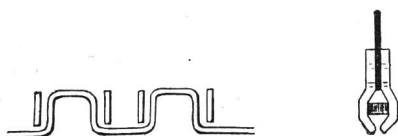
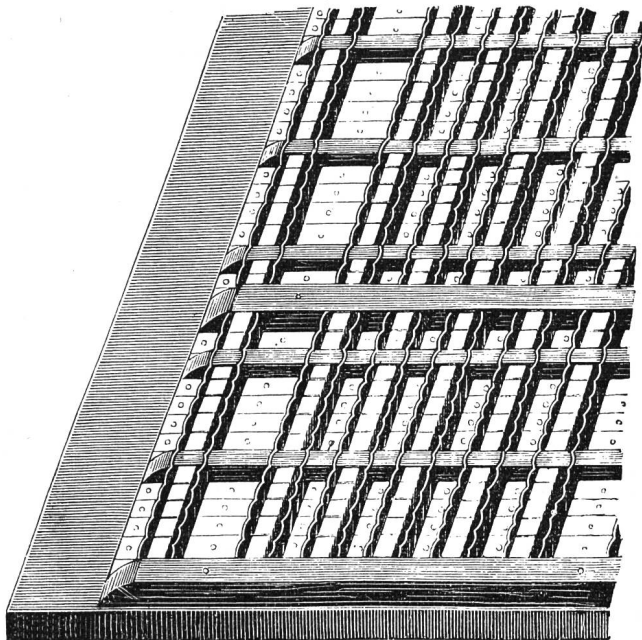


Fig. 2.

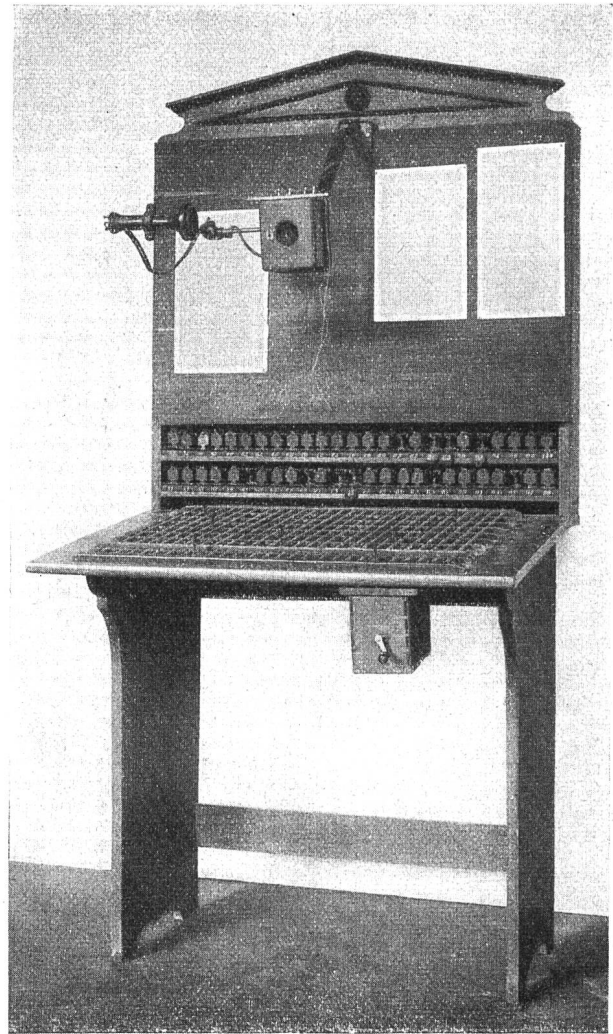


Fig. 1.

und Mikrophon festgeschraubt, beide in höchst solider und wahrhafter Ausführung. Die Telephonistin musste ihr Ohr an die Muschel des Hörrohres pressen und hatte in dieser Zwangsstellung wenigstens den Vorteil, das Mikrophon in richtiger Distanz vor sich zu haben. Diese starre Einrichtung hatte eigentlich eine gewisse Grösse der Telephonistinnen zur Voraussetzung. Die grossen waren gezwungen, in leicht gebückter Haltung zu arbeiten; die kleinen mussten, gleich Balletteusen, auf den Fußspitzen stehend ihrer Arbeit obliegen. Bei mehrstündigem Dienst eine kleine Folter, da das Sitzen während der Bureaustunden nicht gestattet war.

Das Bedenkliche an diesem System war die Unübersichtlichkeit der Bedienungsfläche. Das Auge verlor leicht die Richtung und der Stift wurde in die Klemme nebenan, statt in die richtige gesteckt. Damit stand der rufende Abonnent vor dem stromlosen Apparat und war noch übler dran als heute, wo in der Nähe immer ein Telefon zu finden ist, an dem die Störung gemeldet werden kann. Damals kam es etwa vor, dass der Betroffene in aller Aufregung der Zentrale seine Aufwartung machte.

Ebenfalls neu waren zwei Gemeinschaftsleitungen, bei denen der automatische Verteiler von Ericsson für zwei oder fünf Anschlüsse zur Verwendung ge-

langte. Der Betrieb dieser Anschlüsse war ziemlich kompliziert und daher öfters mit Schwierigkeiten verbunden.

Ein Kapitel für sich bildete die Einschaltung der Nachtglocke. Nur die wichtigsten Abonnenten (Polizei, Brandwache, Diplomaten usw.) wurden nach Schluss des Tagesdienstes auf diese Glocke geschaltet. Die Einschaltung erfolgte an einem einzigen Pulte, das zweckentsprechend ausgerüstet war. Auf der hintern Pultkante waren zu beiden Seiten kleine, mit Quecksilber gefüllte Behälter angebracht, die durch einen an den Enden gebogenen Stab verbunden wurden. Es war eine umständliche, wenig zuverlässige Einrichtung; fast zuverlässiger wirkten die mit lautem Gerassel fallenden Klappen. Es wurde den Telephonistinnen ans Herz gelegt, die Quecksilberbehälter doch ja von Staub freizuhalten. Aber wie oft wurde nicht nur dieser, sondern auch das bewegliche Quecksilber auf den Boden hinunter gepinselt, worauf dann eine erfolglose Jagd auf das flüssige Metall erfolgte.

Die Nachtdiensttelephonistin hatte für die tägliche Reinigung der Zentrale zu sorgen. Mit Besen, Schaufel und Bürste musste sie, sobald der Dienst es gestattete, den durch die Strassenschuhe gründlich verunreinigten Boden in Ordnung bringen. Die Ecke hinter dem Divan aber und das ebenfalls arg im Staube liegende Drahtgewirr hinter den Pulten betrachtete eine jede als hoffnungslosen Fall.

War nächtliche Stille eingekehrt, so waren die Mäuse die Herren der Situation, und die nachtdiensttuende Telephonistin, vulgo Nachtwächterin, hockte oft voller Grauen auf dem Tische. Zum Glück verjagte der schrille Ton der Nachtglocke die hin- und herhuschende Gesellschaft und erlaubte der geängstigten Telephonistin, ihre Pflicht zu tun.

Bis zur Einführung des Z. B.-Betriebes, im Jahre 1908, wurden die Lokalgespräche mittelst Strichen notiert, die Nachtgespräche in besonderen Kolonnen. An den Standardgestellen, wo die sechs ersten interurbanen Leitungen einliefen, erfolgten die Notierungen auf Bogen, wie nachstehendes Muster zeigt:

Lokalgespräche.	Abt. №	Zch.	Biel.	Brgdf.	Lgthl.	Frbg.	Thun.
IIIIII	1	III					
IIII	2					W	
III	3		UI				
III	4				U		I
I	5	I					
IIIIII	6 etc.			II			
Tot. Ausgang:							
Eingang:	IIII	IIII		III		III	II
Transit:	IIIIII	IIII		II	III		II

U = doppelt; UI = dreifach; W = vierfach.

Fig. 3.

Der Dienst dieser Zentrale wurde in 10–11stündigen Touren gemacht. Das gab einen gar lieblichen Stundenplan, mit Touren wie 7–12, 1–4, 6–9; 7–11, 12–2, 5–9 oder 8–1, 2–8. Nach dem Nachtdienst war 12–6 die Regel. Jede Tour wurde

eine Woche lang gemacht. Da war es wohl gut, dass etliche Präsenzzeit dabei war, und dass noch niemand daran dachte, die genaue Arbeitsleistung oder die „nützliche Zeit“ auszurechnen. Blieb keine Zeit, daheim zu stricken und zu nähen, so besorgte man dies im Nachtdienst, aber auch in der Mittags- und Abendzeit während des Dienstes. Das war übrigens gestattet. Die ersten Telephonistinnen, wurde berichtet, hätten ihre Aussteuer auf dem Bureau genäht und gestickt. Auch den reichlich bemessenen Sonntagsdienst — zwei Sonntage Dienst, der dritte frei — suchte man sich mit Plaudern und Lesen erträglich zu machen. Unter dem Fenster sitzend, der eingeschalteten Nachtglocke vertrauend, unterwarf man auch etwa das spazierende Publikum einer liebevollen Kritik. Hin und wieder überraschte eine süsse Labung, von einem freundlichen Abonnenten gesendet.

Das Verhältnis zu den Abonnenten war im grossen und ganzen ein angenehmes, ja oft ein familiäres. Man kannte einander an der Stimme. Wurde eine Telephonistin mit der Bemerkung begrüsst: „Ach wie hübsch, dass Sie mich heute wieder bedienen“, so gab sie sich alle Mühe, ihren Ruf als gute Telephonistin nicht zu verderben.

Nicht gering aber war unter den Abonnenten das Misstrauen mit Bezug auf die Wahrung des Gesprächsgeheimnisses. Natürlich waren diese Bedenken unbegründet, da die Verwaltung schon frühzeitig zum Rechten sah und den Evastöchtern die Kunst des hundertprozentigen Schweigens einimpfte.

In den ersten Jahren hatten Bureauleitung und Telephonistinnen auch deswegen viel zu leiden, weil ein Teil des Publikums eine ganz sonderbare Auffassung vom Wesen des neuen Verkehrsmittels zu haben schien und in der Handhabung der Apparate keine Übung besass. Besonders das in den Wirtschaften telephonierende Publikum ersah im Telefon vielfach eine willkommene Gelegenheit, allerlei Schabernack zu treiben und die wehrlosen und unsichtbaren Telephonistinnen zu necken. In der Gebrauchsanweisung vom Jahre 1884 wird das Publikum ersucht, die Zentrale nachts nicht unnötigerweise in Anspruch zu nehmen. Die Gepflogenheit späterer Jahre, Interessenten oder Reklamanten Einblick in die Beschaffenheit und den Dienst der Zentrale zu gestatten, hat in dieser Beziehung sehr günstig gewirkt.

Schon früh kamen die Abonnenten auf den Gedanken, mit allerlei Anliegen an die Telephonistinnen zu gelangen. So liessen sie für momentan nicht antwortende Geschäftsfreunde Aufträge zurück oder wollten von der Nachtdiensttelephonistin geweckt werden. Diese und andere Dienstleistungen liess man sich nur mit dem Dank des Gesuchstellers bezahlen. Das Staatsbudget stand noch auf beneidenswert soliden Sockeln und erheischte keine kunstvoll aufgebaute kaufmännische Betriebsführung.

Die Aufnahmebedingungen für Telephonistinnen waren damals: ein gutes Schulzeugnis, Kenntnisse in der französischen Sprache, ein Leumunds- und ein Gesundheitszeugnis, letzteres ohne grosse Schwierigkeit von jedem Arzt erhältlich, sofern das Aussehen nicht gerade krankhaft war. Bleichsucht bildete als Modekrankheit kein Hindernis. Vor der

Amtsstelle konnte man sich übrigens durch kräftiges Backenreiben leicht ein blühendes Aussehen geben!

Das sogenannte Examen bestand aus dem Niederschreiben des Lebenslaufes und — schwierige Aufgabe — aus einem telephonisch übermittelten Diktat in zwei Sprachen. Schwierig deshalb, weil die Examinandin oft das erste mal mit dem Telephon zu tun bekam. Die Lehrtochter verdiente daher die spöttischen Blicke ihrer Kolleginnen nicht, wenn sie statt „Rathaus“ „Schlachthaus“, statt „Moser-Rösch“ „Doktor Frösch“ verstand. Unterrichtet im eigentlichen Sinne des Wortes wurde damals die Lehrtochter nicht; sie hatte die Nummern der Abonnenten auswendig zu lernen und wurde im übrigen von der Nebenkollegin mehr oder weniger freundlich und geduldig mit der Bedienung bekannt gemacht. Nach vierzehntägiger Lehrzeit war sie Reservetelephonistin mit einem Taggeld von Fr. 3.—, das nach 25 aufeinanderfolgenden Diensttagen auf Fr. 2.75 reduziert wurde. Gewählte Telephonistinnen bezogen einen Monatsgehalt von Fr. 80.—.

Die Reservenzzeit war in jenen Jahren keine goldene. Damals war nämlich das sonderbare Verfahren üblich, im Bedarfsfall immer die älteste Reservetelephonistin einzuberufen, die zweite nur, wenn gleichzeitig weiterer Bedarf nötig war, und die arme dritte endlich in dem ganz seltenen Fall einer dritten Absenz. Ein Gegenstück hierzu bildete die viel zu weitgehende Verwendung in späteren Jahren, wo eine Reserve oft 8—9 Wochen ununterbrochen im Dienst war. Sie war überhaupt eine Art Aschen-

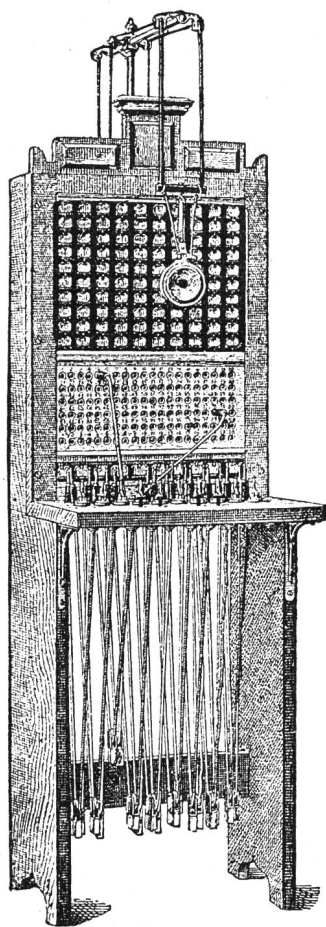


Fig. 4.

brödel; ihr wurden die unbeliebten Touren zuge-schoben, sie durfte einen Privatersatz am neunten Sonntag nicht zurückweisen, auch wenn sie 8 Wochen im Dienst gestanden hatte. Aehnliche Zustände herrschten übrigens damals überall in den Lehrlings- und Anstellungsverhältnissen. Erst mit der veränderten modernen Auffassung späterer Jahre kam eine Verbesserung nach der andern.

Die zweite, im Herbst 1890 bezogene Zentrale befand sich ein Stockwerk höher, direkt über dem Telegraphen, und war mit diesem durch einen Aufzug verbunden. Der Umzug erfolgte unter der Leitung von Herrn Dr. Wietlisbach, dem Erbauer und ersten technischen Vorsteher der Zentrale in Zürich. Den damaligen Telephonistinnen blieb dieses Ereignis in allerbesten Erinnerung, denn einen ganzen Sonntag lang blieb die Zentrale für den Verkehr geschlossen. Dieses denkwürdige, nie wiederkehrende Ereignis wurde denn auch von den glücklichen Telephonistinnen gebührend gefeiert, irgendwo an einer wohlbestallten Tafel. Am nächsten Tag aber zeigten die Abonnenten durch ihr ungeduldiges und brummiges Verhalten, wie unentbehrlich das Telephon ihnen schon geworden, und dass sogar ein „telephonloser“ Sonntag als Unerträglichkeit empfunden wurde.

Die neue Zentrale war ausgerüstet mit sechs, später mit acht Hundertergestellen und zwei Plätzen für den Ferndienst.

Die Möglichkeit, die Arbeit sitzend zu verrichten, verschiebbare Mikrophone und anderes waren willkommene Neuerungen. Weniger Beifall fanden die neuen Kopftelephone, mit denen jede Einzelne beglückt wurde. Es gab bald der Seufzer viele ob diesen zu schwer und zu klobig gearbeiteten Hörrohr-garnituren. Alle beklagten sich über Wunden der Ohren und unerträglichen Druck auf die Kopfnerven. Die Aufsichtsbeamtin wurde bei Dr. Wietlisbach vorstellig, erhielt aber die lakonische Antwort: „So müend er halt Wöscheri wärde.“ Dieser Vorschlag lockte niemand und man behalf sich mit Ausspannen, Umformen und Bepolstern der drückenden Kopfreifen.

Die neue Zentrale, deren Boden mit einem schalldämpfenden Läufer bedeckt war, musste nun auch besser unterhalten werden. Dies wurde nicht mehr von den Telephonistinnen, sondern von einem Aufräumer besorgt, einem Mann mit rötlichem Wuschelkopf und mit einem zahmen Eichhörnchen auf dem Nacken, das mit klugen Aeuglein die Arbeit seines Herrn verfolgte. Aber es war eine Danaidenarbeit. Die Zentrale sah schon mittags übel aus von all den Strassenschuhen. Zu guter letzt kam ein Erlass, der eine kleine Palastrevolution heraufbeschwor: Schuhwechsel wurde befohlen! Was heute eine Selbstverständlichkeit ist, wurde damals als Eingriff in eine höchst persönliche Angelegenheit empfunden. Man sprach damals noch nicht viel von Bazillen, und keine Hühnerhaut überlief einen, wenn die bis auf die Knöchel reichenden Röcke auf dem staubigen Fussboden schleiften. Eines stand fest: man wollte nicht! Der oft nur einstündige Dienstunterbruch bot zu wenig Zeit zum Schuhwechsel, und die Strassenbahnen, die allenfalls hätten Erleichterung bringen können, befanden sich im allerersten Entwicklungsstadium. Dazu schrieb Frau Mode hohe Schuhe vor;

also wurden solche getragen. Endlich fand sich ein Ausweg. Ueberschuhe, gehäkelte und mit Strohschollen, wahre Ungetüme, wurden über die Strassenschuhe gezogen. Der Boden blieb etwas sauberer; dafür setzte sich nun der Schmutz und Staub in und an den Ueberschuhen fest. Bei jedem Schritt flog ein Staubwölklein davon. Ziemlich lange dauerte es, bis die bessere Einsicht siegte.

1891, das Jahr der 700jährigen Gründungsfeier der Stadt Bern, brachte der Telephonzentrale bedeutenden Verkehr. Es war gleichsam die erste Kraftprobe, die bestanden werden musste. Wie sie bestanden wurde, ist heute nicht mehr genau zu sagen; aber in guter Erinnerung ist geblieben, dass sich das Telephon als rascher und wirksamer Helfer in der Not erwies, als das Fest durch das traurige Eisenbahnunglück von Zollikofen jäh gestört wurde.

Auch die Feuerwehr bediente sich in Brandfällen in bescheidenem Masse des neuen Verkehrsmittels, obwohl noch längere Zeit Haspel und Feuer-Hörner die Hauptarbeit taten. Die Telephonistinnen begaben sich bei Brandausbrüchen zu jeder Nachtstunde auf die Zentrale, wie es die Vorschriften verlangten, um ihrer Kollegin helfend beizuspringen. Leider kamen sie meistens zu spät.

Unvergessen sind sicher allen damaligen Telephonistinnen die prüfstromlosen Verbindungslamellen der neuen Pulte geblieben, die ausser anderen schlimmen Eigenschaften auch noch den Nachteil hatten, dass sie spärlich vorhanden waren. Diese mangelhafte Einrichtung war die Ursache des gewaltigen Lärms, der bei offenen Fenstern sogar auf der Strasse zu vernehmen war. Wurde nämlich bei einer Telephonistin eine an einem andern Platz befindliche Nummer verlangt, so mussten die beteiligten Beamtinnen einander über die Köpfe ihrer Kolleginnen hinweg zurufen, welche Nummer und in welche Lamelle zu verbinden sei. Dabei war gar nicht ersichtlich, ob auf der Lamelle nicht schon eine Verbindung steckte, ob man also nicht einen andern Abonnenten in seinem Gespräch stören würde. Oft war es nur ein glücklicher Zufall, wenn die Abonnenten unbehelligt ihre Gespräche führen konnten.

Wurde der Lärm gar zu ohrenbetäubend, so ging die Türe auf und ein paar scharfe Augen blitzten herein. Sie gehörten Herrn Dr. Wietlisbach an. Vom Fortissimo gings über zum Pianissimo — eine kleine Weile wenigstens. Um dem Uebelstande abzuhelpen, wurde ein Kurierdienst eingeführt. Dieser brachte einige Erleichterung, insbesondere im Verkehr mit den Ferndienstplätzen, wo auf diese Weise der fehlende Vermittler ersetzt wurde.

Der Fernverkehr fing in jenen Jahren an, sich sachte auszubreiten, wie ein Baum, der im Vorfrühling zu treiben beginnt. Bis dahin hatten die Telephonistinnen die vorhandenen Verbindungsmöglichkeiten ganz wohl im Kopf behalten können. Doch jetzt kam die Zeit, wo sie zu ihrer Orientierung ein alphabetisches Ortsverzeichnis mit Leitvermerk anlegten, bis dann etwas später das erste amtliche Verzeichnis dieser Art herausgegeben wurde.

Recht weitmaschig war es immerhin noch, das Liniennetz der neunziger Jahre. Die Antwort: „H. ist noch nicht telephonisch angeschlossen“ war jeden

Augenblick zu hören. Das Fehlen einer genügenden Zahl von Leitungen zwischen den bedeutendsten Städten hatte zeitweise grosse Ueberlastung zur Folge, besonders zur Börsenzeit. Zürich und Basel konnten Genf nur über Bern erreichen. Wie hungrige Wölfe fielen sie über die arme Bernertelephonistin her, die diesen Transitverkehr zu vermitteln hatte. Es war sehr schwer, den dreieckigen Kuchen zur Zufriedenheit aller zu teilen, und man konnte hier wirklich sagen: „eine na'm andere wie z'Paris“. Ganz schwierig wurde die Sache, wenn noch Störungen hinzukamen. Man darf ruhig behaupten, dass auf diesen langen oberirdischen Leitungen nur an wenigen Tagen im Jahr ohne Geräusch oder Induktion gesprochen werden konnte. Die Telephonistinnen mussten häufig eingreifen und bisweilen langweilige, bisweilen aber auch ganz interessante Gespräche vermitteln. Dazu sollten sie noch auf die Stöpsel achten, die die üble Gewohnheit besaßen, ohne jede Veranlassung herauszuspringen.

Jeder Gewitter- oder Schneesturm richtete beträchtlichen Schaden an oder legte den Fernverkehr tagelang lahm. Es kam mehr als einmal vor, dass an den Fernplätzen gar nicht mehr gearbeitet werden konnte, weil alle Linien unterbrochen oder verwickelt waren. In solchen Fällen wurde oft auch der Stadtverkehr arg mitgenommen. Oben auf dem Dach, vom grossen Zentralständer aus, liefen die Drahtstränge wie in einem Spinnetz nach allen Richtungen auseinander. Dort sah es oft schlimm aus, wenn nach starkem Schneefall die Drähte wie dicke, weisse Taue schwer herabgingen. Wurden Naßschneefälle vorausgesehen, so wurden die Arbeiter auf Pikett gestellt. Mit langen Stangen wurde dann der Schneeansatz oder der Rauhreif von den Drähten heruntergeklopft.

Chef und Bureauehilfe hatten in den ersten Jahren des Telephonbetriebes beim Heben der Störungen in- und ausserhalb der Zentrale mitwirken müssen. Dies war nun nicht mehr der Fall, doch organisierte und beaufsichtigte der Telephonchef immer noch die Arbeitergruppen. Ein Vorkommnis aus jener Zeit verdient wohl festgehalten zu werden.

Ein heftiges Gewitter überraschte eine Arbeitergruppe oberhalb Riggisberg. Da fuhr ein Blitzstrahl in die nahe Telephonstange und zersplitterte sie. Einige der Arbeiter wurden zu Boden geworfen, doch kam keiner zu Schaden. So nahe am Tod vorbeizugehen, macht Eindruck. Der zufällig anwesende Telephonchef Herr Suter, impulsiv wie er war, nahm seinen Hut vom Kopfe, hiess die Arbeiter ein gleiches tun und stimmte aus voller Ueberzeugung das Lied an: „Nun danket alle Gott!“.

Die Abnahme der telephonisch übermittelten Telegramme und Stadtaufträge erfolgte in einem Nebenraume, der durch eine offene Türe mit der Zentrale verbunden war und der zugleich als Garderoberaum diente.

Eine besondere Art von Nachrichten waren die sogenannten Droschkenaufträge. „Droschke X. sofort Inselspital fahren“, hiess es; oft war noch die Aufgabezeit im Text. War augenblicklich kein Ausläufer zur Stelle, so lief man, der Kollegin das Pult überlassend, selbst zum nächsten Droschkenstand. Dieses Davonlaufen mochte noch hingehen. Etwas

anderes war es aber, als einmal während der Mittagszeit sämtliche Telephonistinnen, durch einen explosionsartigen Knall erschreckt, den Knäuel ihres Strickzeuges hinter sich herziehend, die Treppen hinunterstürzten. Vor dem Gebäude warteten sie das Weitere ab, froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein. Es ereignete sich aber nichts. Statt der erwarteten Katastrophe erschien ein Ausläufer, der die Ausreisserinnen auf höhern Befehl zurückholte. Der Chef, Herr Suter, der von auswärts angeläutet und, wie andere Sterbliche, keine Antwort erhalten hatte, liess nachher eine kräftige Standrede über die schuldigen Häupter von Stapel gehen. Auffliegen, im Rauch ersticken, im Feuer aufgehen, alles sei gestattet, nur das Davonlaufen nicht!

Handarbeiten und Lesen in der Zwischenzeit wurden bald darauf untersagt, und damit verschwand ein sichtbares Zeichen der guten alten Zeit.

In diesen Jahren dehnte und reckte sich das junge Telephon nach allen Seiten, so dass sein Gewändlein ihm schon wieder zu enge wurde und man daran denken musste, ihm ein neues, modernes Kleid anzumessen.

1896 war es, kaum 7 Jahre nach dem zweiten, als der dritte Umzug stattfand, der dritte Ruck nach oben. Mit Freude und Stolz wurde der im Dachstock eingebaute schöne, geräumige Saal bezogen, der heute noch das Amt „Christoph“ und einen Teil des Fernamtes beherbergt. Durch die hohen Bogenfenster fluteten Luft und Licht. Ja, damals durfte die liebe Sonne ungehindert hineinscheinen, weil es noch keine lichtscheuen Aufruf-Lampen gab.

Die Multipelpulte, mit denen diese neue Zentrale ausgerüstet war, hatten hochliegende Aufruffelder mit automatischen Schlussklappen. Es waren, im Gegensatz zu den rasselnden Scheiben von früher, leichte, geräuschlose Kläppchen, die die volle Auf-

merksamkeit der Telephonistin erforderten. Denn leider fehlte die allzeit willige Helferin, die Pilotlampe, die manchem Abonnenten das Warten oder Reklamieren erspart.

Wohltätige Stille kehrte ein mit dem Multipelsystem, verschwunden war das Kriegsgeschrei; die Telephonistin wusste es zu schätzen, dass sie die Arbeit unabhängig von einer Partnerin verrichten konnte. Die letzten zwei Plätze der Ortszentrale bildeten die Vermittlerpulte für die Fernzentrale.

Im Gegensatz zu der heutigen Einrichtung war an den Vermittlungsplätzen für jede auswärtige Linie eine Schnur reserviert, und die Telephonistin am Fernplatz hatte durch Drücken auf eine Diensttaste die verlangte Nummer unter Angabe der Linie zu verlangen. Den Gesprächsschluss zeigte eine Schlussklappe an.

In einem kleinen Seitenflügel des Saales, von diesem durch eine Glaswand getrennt, war die Fernzentrale, die mit 7 Pulten und etwa 30 Leitungen ausgerüstet war.

Mit der steten Zunahme an Abonnenten und Linien stieg auch der Verkehr. Besonders stark war der Transitverkehr, was in Anbetracht der geographischen Lage Berns nicht wundernehmen kann.

In jenen Jahren ging die Tendenz dahin, allen Verkehr über die grösseren Zentralen zu leiten, im Gegensatz zu später, wo Ortschaften mit regen Wechselbeziehungen direkt miteinander verbunden wurden.

Eine systematische Instradierung kannte man damals noch nicht. Jede Telephonistin ging den Weg, den sie für vorteilhaft erachtete, und oft wurde auf dem Umweg über mehrere Zentralen versucht, zum Ziel zu gelangen. Es war nicht immer zum Vorteil der Abonnenten.

Je länger in dieser Fernzentrale gearbeitet wurde, um so mehr machte sich das Fehlen eines Anmelde-

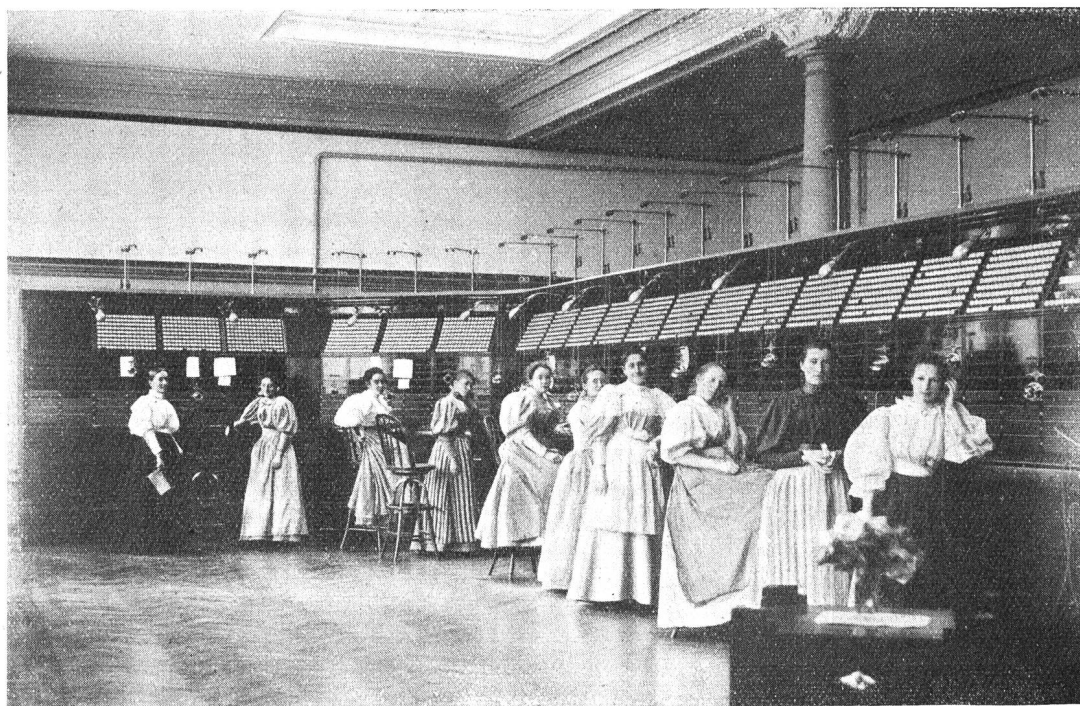


Fig. 5.

platzes, eines Registrierpultes, bemerkbar. Jeder Arbeitsplatz war durch zwei Dienstleitungen mit den Lokalpulten verbunden, auf welchen die Bestellungen entgegengenommen wurden. Dies erforderte natürlich von der Lokaltelefonistin eine genaue Kenntnis der Linieneinteilung. Welche Ferntelefonistin konnte aber die nötige Gemütsruhe bewahren, wenn Auftrag um Auftrag entgegenzunehmen war, ohne dass die nötige Zeit blieb, die Verbindung herzustellen? Die Linien lagen oft brach, obschon viele sie benützen wollten; höchstens konnte schnell eine Eingangs- oder Transitverbindung hergestellt werden. Bei der durch bauliche Vorbereitungen notwendig gewordenen Verlegung der Fernplätze in einen andern Teil des Saales wurde diesem Uebelstande abgeholfen; das erste Registrierpult entlastete die Telefonistin des Umschaltedienstes von der Abnahme der Bestellungen. Seitdem Ferndienstplätze existierten, also seit dem Herbst 1889, wurden die einlaufenden Bestellungen auf Bogen notiert, die im Nachtdienst vorzubereiten waren. Notiert wurden die Nummer des Bestellers, Ort und Name des Verlangten und die Bestellzeit. Die Gesprächsdauer aber, die mittelst einer Sanduhr gemessen wurde, konnte nur aus der ausgesetzten Taxe erschen werden. Die Taxen der damaligen Zonen waren 30, 50 und 75 Cts. 1896 kam dann der grosse Moment, wo auf dem Basler- und Zürcherbogen eine Kolonne für internationale Gespräche beigelegt werden konnte, mit den Taxen Fr. 1.25, 1.50, 2.50 und 3.—.

Die Gesprächskontrolle hatte sich in all den Jahren zu einer selbständigen kleinen Abteilung entwickelt, die Arbeit konnte nicht mehr von der Aufsichtsbeamtin mit gelegentlichem Zuzug von Telefonistinnen bewältigt werden. Ein neben der Zentrale gelegener, dachkammerähnlicher Raum mit einem Lukenfenster wurde zum gemütlichen — manchmal ungemütlichen — Arbeitsraum der Kontrolltelefonistinnen, die gleichzeitig auch die Telegramm-Vermittlung zu besorgen hatten. Die Arbeitszeit, die längst auf 9 Stunden zurückgegangen war, stieg in den Tagen der Abrechnung auf 10 bis 11, ja sogar auf 12 Stunden. Jahrelang bedeutete der Neujahrstag keinen Festtag für die Kontrollbeamtinnen; es war ganz einfach der erste Tag des Monats, folglich ein strenger Arbeitstag. Der feine Duft von allerlei Schleckereien, gesendet von freundlich gesinnten Abonnenten, half aber doch mit, dem Tag ein festliches Gepräge zu verleihen.

Ein besonders wichtiger Tag war es allemal, wenn nach dem Abschluss die Gesprächs-Nachnahmen (damals die einzig gebräuchliche Zahlungsart) der Post übergeben und Summen von zuerst 16,000, dann 20,000 und später 30,000 Franken entgegengenommen werden konnten. 20,000—30,000 anfangs der 90er Jahre, 200,000 heute! Aengstlich, wenn auch innerlich stolz wie ein Spanier, drückte man sich neben den am Schalter Wartenden vorbei, in Jedem einen Bankräuber vermutend, und beeilte sich, der grossen Verantwortung möglichst bald los zu werden.

Beim Chef gab es dann noch eine gefürchtete viertelstündige Prüfung zu bestehen, weil Herr Suter die Ueberbringerin gerne aufs Glatteis führte und die Richtigkeit des Abschlusses anzweifelte.

Allgemein wird gesagt, Frauen seien die bessern Sparerrinnen, was ihnen zwar gern als Kleinlichkeit angerechnet wird. In der Kontrolle war man stets bemüht, haushälterisch vorzugehen und Bücher und Formulare zu sparen. Besonders ein grosses dickes Buch, das seiner Schwere wegen kaum zu heben war, wurde Jahr für Jahr zu neuem Gebrauch hergerichtet. Da wurde tagelang geklebt, gekratzt, gestrichen, bis „Chéri“ — so hiess das dicke Buch — wieder für ein weiteres Jahr tauglich erklärt werden konnte. Und bei alledem war es sehr fraglich, ob die an den Folianten verschwendete Sorgfalt und Mühe sich wirklich auch lohnte!

Es waren jeweilen die dienstältesten Telefonistinnen, die in der Kontrolle tätig waren. Sie wurden, wieder dem Dienstalder nach, zu Reserve-Aufseherinnen und später zu Aufseherinnen ausersehen. Heute ist man glücklicherweise davon abgekommen, die zur Aufseherin bestimmte Telefonistin jahrelang dem Pultdienst zu entziehen. In frühern Jahren bestand die Tätigkeit der Aufseherin mehr als zur Hälfte aus Bureauarbeit. Neben allerlei Kopierarbeiten für den Chef hatte diese Beamtin die Gesprächsrechnungen, Monatsberichte, die Führung der Absenzenliste, der Stunden- und Ferienpläne zu besorgen und ein bisschen die heutige Schreibmaschine zu ersetzen. Die Stundenpläne wurden ohne statistisches Material aufgestellt. Sie waren das Ergebnis einer auf Schätzung beruhenden, mehr oder weniger gefühlsmässigen Annahme. Ferien im Sinne von heute kannte ja das alte Gesetz nicht; die Ferientage waren die Rückvergütung für geleistete Sonntagsarbeit. Zur Arbeit der Aufseherinnen gehörte auch die Führung der Störungskontrolle. Ihnen wurden Apparaten- und Linienstörungen gemeldet, und sie hatten dafür zu sorgen, dass diese möglichst rasch behoben wurden. Die eigentliche Aufsichtsarbeit umfasste die allgemeine Ueberwachung des Dienstganges und die Aufrechterhaltung von Ordnung und Disziplin. Technische Mittel, den Dienst der Telefonistinnen möglichst unbemerkt zu kontrollieren, gab es noch nicht. In der Multipelzentrale war der Aufsichtstisch ausgerüstet mit einem Nummernkästchen, das den direkten Verkehr mit dem Orts- und Ferndienst sowie mit dem Chefbureau ermöglichte. Durch Vorschrift war die Aufsichtsbeamtin anfänglich an diesen Platz gebunden, der so aufgestellt war, dass sie beide Zentralen überblicken konnte, ohne aber in deren tiefere Geheimnisse einzudringen. Etwas später wurde das Zirkulieren eingeführt.

Der Brand der Zürcherzentrale im Jahre 1898 und ein Ohnmachtsanfall einer Nachtdiensttelefonistin der Bernerzentrale gaben Veranlassung zur Doppelbesetzung des Nachtdienstes. Kirchturmhoch schoss die Kurve der freudigen Dienstbereitschaft für den Nachtdienst empor. Nicht mehr mussten die langen Nachtstunden im beklemmenden Gefühl alleiniger Verantwortung und in der Angst vor dem unheimlichen Alleinsein in dem grossen Raum verbracht werden.

Kommen „Ehemalige“ zusammen, so werden immer wieder die Erinnerungen an gemeinsam verbrachte Bedrängnis in bösen Nächten oder an lustige Erlebnisse lebendig.

Eine Aenderung muss wohl noch erwähnt werden: Das Verschwinden des letzten Idylles in der Berner-Zentrale. Wer kann es heute noch fassen, dass eine Dienstbesorgung möglich war, bei der die Telephonistin mir nichts, dir nichts hinausleiste und ihren Imbiss holte, wenn sie ihn nicht schon gar beim Dienstantritt mitgebracht hatte. Irgendwo am Pult wurde das Päcklein versorgt, bis das „Picknick“ abgehalten werden konnte. Brot, Früchte, Schokolade und andere gute Sachen. Nachher kam es wohl vor, dass die Ueberreste statt in den Papierkorb ins Innere der Pulte wanderten. Ein neuer technischer Leiter fand aber wenig Gefallen an diesem Treiben und sein kräftiges Veto bereitete dem Idyll ein jähes Ende. Dafür wurde aber die 10-Minutenpause eingeführt.

Wieder kam ein Jahr, das Jahr 1908, das mit einem neuen System, dem Z. B.-System, eine völlige Umwandlung brachte, eine Umwandlung, die die früheren Jahre weit in den Hintergrund drängte und ihnen den Stempel der guten alten Zeit aufdrückte.

Die Umschaltung auf das Z. B.-System erfolgte in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai 1908. Eine gewaltige Arbeit! Aber sie wurde begleitet von einem noch viel gewaltigeren Ereignis, das sich draussen in der Natur abspielte und das den Menschen wieder einmal zeigte, dass sie über die entfesselten Elemente nichts vermögen. Der Schneefall vom 23. auf den 24. Mai 1908, der das ganze schweizerische Telephonnetz in Unordnung brachte, bildet für Bern den Trennstich zwischen der guten alten und der weniger gemütlichen neuen Zeit.

La profession de téléphoniste.

Dès la vulgarisation du téléphone et la création de centrales téléphoniques, le service en fut confié à des jeunes filles. De nos jours encore, en Europe du moins, ce sont partout des dames qui, dans les villes d'une certaine importance, assurent l'établissement des communications. Si, dans certains pays, en France et en Angleterre entre autres, ce sont des messieurs qui font le service pendant la nuit, il n'en reste pas moins avéré que la profession de téléphoniste est essentiellement féminine. Elle reste un des rares domaines où l'homme n'a pas cherché à s'assurer une place prépondérante, reconnaissant sans peine que la femme est mieux qualifiée que lui pour remplir cet emploi.

Ce dernier demande de la douceur, de la docilité, et surtout beaucoup de patience. En effet, qui n'a pas travaillé dans une centrale téléphonique ne sait pas à quelle épreuve est soumise cette „mère des vertus“! C'est l'abonné ignorant tout du maniement des appareils auquel il faut venir en aide, c'est le timide qu'il faut encourager ou le grincheux qu'il faut calmer, l'homme d'affaires pressé qui bredouille et s'impatiente, ou encore le jeune homme *trop* aimable qui se croit très spirituel et débite des fautes, ne se doutant pas qu'il n'est que ridicule... Il y a aussi la collègue de la centrale voisine dont les maux de dents altèrent l'humeur..., et nous en passons!

Outre ces qualités essentielles, il faut aussi une certaine dose de bon sens, de la vivacité d'esprit pour suppléer aux demandes incomplètes ou étrangement formulées.

Au service local, le travail, qui consiste à répondre aux appels des abonnés et à les mettre en relation avec leurs correspondants du même réseau urbain, représente l'A. B. C. du métier. Il n'exige pas de connaissances spéciales, mais bien une grande précision de gestes, un coup d'œil et des mouvements rapides. Suivant le genre d'installation, une bonne téléphoniste peut facilement établir de 100 à 130

communications à l'heure et, dans certaines centrales modernes, 200 et davantage.

Ce travail, qui peut se comparer à une gymnastique extensive des bras, a le défaut de fatiguer à la longue et de provoquer des troubles de l'appareil digestif. Avec les progrès réalisés par la technique, ce système manuel tend peu à peu à disparaître. Il est déjà remplacé totalement ou partiellement dans plusieurs villes suisses par le système automatique. Ne regrettons pas trop que toutes les localités soient bientôt dotées d'installations semblables; d'une part, le public en est très satisfait, les communications étant plus rapides et, d'autre part, les téléphonistes ne sont privées que d'un travail sans intérêt, machinal et fatigant, où l'esprit et le cœur n'ont aucune part.

Il était à craindre que l'introduction de l'automatique ne supprime tout à fait la main-d'œuvre féminine, crainte non-fondée puisque aucune employée n'a été licenciée à cette occasion-là; l'administration se borna à déplacer dans d'autres villes l'excédent momentané de personnel. Cette mesure, pénible sans doute pour les intéressées, choisies parmi les plus jeunes, l'est moins qu'un licenciement définitif, surtout à une époque où tant de jeunes filles cherchent une situation. Il faut convenir que ces prétendues victimes (! ?) retirent quelques avantages de leur transfert: emploi assuré, faculté d'apprendre d'autres méthodes de travail et, pour plusieurs, occasion de se perfectionner dans la pratique d'une deuxième langue nationale, insuffisamment apprise souvent.

L'exil n'est peut-être pas définitif... et plus d'une y a rencontré le bonheur!

Le service interurbain nécessite le concours d'un personnel ayant reçu une instruction professionnelle plus étendue et que l'on désire voir se développer encore, maintenant que les relations téléphoniques internationales prennent une ampleur considérable. Une sélection des meilleurs éléments s'impose. Pour cela, on a recours à des méthodes d'observation du travail des téléphonistes, méthodes qui permettent de juger des aptitudes de chacune. Ces méthodes ont naturellement suscité des critiques..., mais aucune proposition quant à leur remplacement.

Note de la Rédaction: Cet article ayant été écrit en vue de l'Exposition nationale du travail féminin à Berne, on comprend aisément pourquoi notre aimable collaboratrice a mis quelque tempérament à souligner le point de vue féminin.